

Rauhe Hände.

Du hast so rauhe Hände, Mein trautes Mütterlein, Wie sind dagegen die meinen, So blüthenweiß und fein.

Mein Kind, von diesen Runen, Den Schwielen und Rissen ohne Zahl, Ist jede von schaffender Liebe Ein deutlich redendes Mal.

Dir haben die rissigen Hände Die Dornen vom Wege geräumt, Inbeid du in sorglosem Frohsinn Von Liebe und Rosen geträumt.

Eine Stiefmutter.

Novellette von Hermine Wilsinger.

Es war nicht zu verkennen, Frau Hennig befand sich im Zustand der Aufregung.

„Wird's denn heut' Morgen nicht acht'“ sagte sie nun schon zum sechsten Mal, indem sie sich vor die Gangthür hinstellte, um auf den Jenseitsigen den Lauf des Zeiters zu verfolgen.

„Gut, sie war immer pünktlich, die Christel, sie ist's auch noch heut'“ murmelte Frau Hennig, setzte schleunig die Brille auf die Nase und nahm eine Zeitung zur Hand.

Gleich darauf trat eine große derbe Person, in schwarzer Kleidung, über die Schwelle.

„Guten Morgen, Frau Hennig,“ sagte sie, etwas jügernd unter der Thür stehen bleibend.

„Guten Morgen,“ wurde ihr im Tone erzwungener Gleichgültigkeit erwidert; im nächsten Augenblick jedoch slog die kleine Frau von ihrem Stuhl auf, ergriff die Hand der Ankommenden und drückte sie heftig.

„Also Sie sind nicht mehr böß, Frau Hennig?“ meinte die Person.

„Nein, Christel,“ lautete die Antwort, „denn ich weiß, du hast viel durchgemacht und wirst es dir wohl selber jetzt eingestehen: die Frau Hennig hat Recht gehabt.“

Christel ging zum Nähtisch und machte sich über die Arbeit her. Sie hatte ein breitnackiges Gesicht von blasser Farbe; in der Art wie sie die Dinge an sich nahm, lag etwas Gewalttames und doch wieder Gelassenes.

Frau Hennig setzte sich der Näherin gegenüber und suchte der tausend Fragen, die ihr auf der Zunge schwebten, Herr zu werden, indem sie ununterbrochen den festen, aber nicht unfreundlichen Mund Christels beobachtete, ob er sich denn nicht zum Reden öffnete; er blieb aber stumm.

„Nun ja,“ begann das alte Frauchen endlich, mit einem lebhaften Getrommel auf den Nähtisch, „also jetzt geht's wieder ins Auswärts, Christel — nun, das hält schon vor einem halben Jahr gesehen können, denn so lange bist du doch allein?“

„s war wegen dem Hund,“ sagte Christel, „es hat mir so leid gethan, den ganzen Tag von ihm weg zu sein — er sitzt draußen vor der Thür.“

„Christel,“ entsetzte sich Frau Hennig, „dass er mir nur nicht herein kommt — du weißt, was ich auf Sauerteig gebe — bei dem Hund also bist du geblieben und ich schide und schide und lasse anfragen, und nehm' mir im Stillen vor: ist's noch die alte Christel, so soll sie in Gottesnamen ihre ehemalige Kammer wieder haben, als war nichts geschehen — wenn dir aber der Hund lieber ist, dann freilich.“

„Lieber — kann ich nicht gerad' sagen,“ meinte Christel, „aber hergegen könnt' ich ihn nicht — es ist ein gar so bescheidenes Thier, und glauben Sie darum nicht, Frau Hennig, daß ich einen Augenblick vergeffen hab', was ich Ihnen schuldig bin.“

„Ja wohl hast Du's vergessen,“ sprudelte die kleine Frau heraus, „denn sonst hät' alles ganz anders kommen müssen — wie gut hat' ich's mit Dir vor, was warst Du für ein frisches, munteres Ding, als ich Dich aus dem Waisenhaus zu mir nahm — ich hab' Dir's gar nicht so recht merken lassen, wie gut ich Dir war und that oft schroff und streng.“

Christel nickte: „Gerad', daß Sie mir nichts Halbes und Unfertiges durchgeben ließen, dank ich Ihnen am meisten.“

„Ach was, Dank,“ unterbrach sie Frau Hennig, „darum war mir's nicht zu thun, aber daß Du mir das nette Leben, das ich mir für Dich zurecht gedacht, so hast über den Haufen werfen können, das hab' ich schwer überstanden.“ Es war mit einer Freud', die des morgens in der Früh schon wie ein Vogel in Deiner Kammer zwitschern zu hören. Aber ich hab' mir gesagt: ich bin eine einsame Frau und oft traurig über den Tod meines Mannes — das junge

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 1. September 1905 (Zweiter Theil.) Jahrgang 26 No. 1.

Blut muß unter Menschen — und darum erlaubte ich Dir, ins Auswärts zu gehen, und Du hastest einen kleinen Verdienst und immer etwas zu erzählen. Ich weiß es noch wie heut', wie Du einmal nach Haus kamst, in beller Verwunderung: Denen Sie sich, Frau Hennig, es giebt ja Leut', bei denen bist' alles Nahten und Sagen nichts; was ich mir auch für Müß' geb', mit dem unordentlichen Haushalt der jungen Frau drüben, so oft ich ihr die Sachen zeig' und erklär', sie macht's immer wieder verkehrt — da hab' ich Dir geantwortet, die hätt' müssen bei mir in die Schul' gehen. — Und dann, was hab' ich erleben müssen — daß Du, trotz allem, was ich Dir sagte und vorstellte, Dich an einen Mann hingst, der vier Kinder und kein sicheres Auskommen hatte. O Christel, das bleibt mir zeitlebens ein Räthsel, und ich frag' Dich, was hast Du nun davon gehabt! Fast zwanzig Jahre sind herum, der Mann ist tot und da sitzt Du wieder auf dem alten Fleck, nur daß Deine frischen roten Wangen verblaßt sind, und weiße Strähnen sich in Dein Haar mischen.“

„Jetzt gesteh's einmal, Christel, sei ehrlich, hab' ich Recht gehabt, Dir von der trostlosen Heirath abzurathen, oder hab' ich Unrecht gehabt?“

„Frau Hennig,“ nahm Christel das Wort, „das muß erst von beiden Seiten betrachtet werden, eh' man urtheilen kann; es ist wahr, ich hab' ein schönes Leben aufgegeben, ich hab' mein Erspartes zugelegt, und bin jetzt arm wie nie zuvor. — Aber, es will mir scheinen, als sei das so eine Sach' mit dem Schicksal, als könnt' man sich's nicht ausladen lassen, als müßt man sich's selber ausjuden — und ich glaub', ich hab' mir schon das richtige ausgejuchet. Der eine braucht Trost, der andere Belagen, ein dritter fürchtet sich vor dem Alleinsein, ich glaub', ich hab' Arbeit gebraucht, so alle Hände voll, nicht zu übersehen. Das hab' ich gefunden, und jetzt bin ich zufrieden, denn ich hab' meine Schuldigkeit gethan. Es hat böß genug ausgesehen in dem verkommenen Haushalt — die Kinder verwahtelt, der Mann schwach — ich hab' schelten müssen und ganten und schaffen von früh bis spät, und doch nichts anders gehört, als, ich sei eine böse Stiefmutter. Aber ich hab' gedacht: nennt Ihr mich wie Ihr wollt, aus meiner Hand soll kein's ungewaschen ins Leben gehen. — Am schlimmsten hat' ich's mit den beiden Mädels; bei denen war nichts auf dem rechten Fied, das eine lag und faulenzte und hatte nichts als Poffen im Kopf; und mit dem Jüngsten ging's auch nicht besser. Die Hände haben mich oft gebrannt, wenn ich so damit einen Morgen lang von einem Kopf zum andern herumgeführt bin, aber nachgelassen hab' ich nicht. Und so ist's denn allmählig Licht geworden in unsern Stuben; die Mädels lernten arbeiten, die Buben gingen in die Fabrik. Mir ist ein Kleines geschenkt worden, und wenn mir's so im Arm lag und mich anschaut, hab' ich geglaubt, ich hätt' alles Glück in der Welt. Aber schon nach einem halben Jahr ist mir's wieder genommen worden und dann hat sich auch der Mann hingelegt, um nicht wieder aufzustehen. Da haben wir uns noch mehr einschränken müssen, aber die Mädels haben unterdessen Kleidermachen bei mir gelernt, und meine frühere Kundschafft ließ mich nicht im Stich. Nun geschah's, daß ich einmal meine Große im Halbdunkel, im Hausflur, mit einem Mann zusammen find'. Das Mädels in die Stub' jagen, und den Mann auf die Gass' nehmen, war ein's! Da hab' ich's ihm unterwegs klar gemacht, was das heißt, ein armes Ding von seiner Pflicht loden, da hab' ich's ihm gesagt, was ich von so einem denk', wie ich so einen heiß'.“

Am andern Morgen ist er gekommen — er wollt' die Groß' heirathen; er sei Kappenmacher, und sein Geschäft sei gut. Ich hab' ihm sagen können: das Mädels ist auch gut; es hat was gelernt.“

So war's schon wieder um ein Stück heller um uns geworden, und es sollt noch besser kommen. Der Kappenmacher hatt' einen Freund, den er manchmal mitbrachte; ich hab' nicht so bald bemerkt, daß der mit der Zweiten auch so ein heimliches Gespu' anhebt, nahm ich auch ihn ins Gebet. Dann haben die beiden Paar' gleich auf einmal Hochzeit machen müssen und zwar bei mir, im Haus; 's war billiger, aber hauptsächlich war mir's darum zu thun, dem Großen ein paar arme Bissen zutommen zu lassen, denn

der lag um jene Zeit schon beinahe ein Jahr krank daheim. Er war ein stiller Mensch, hat nie viel Wort gemacht und schon ein Schön's in der Fabrik verdient. Immer ein wenig gebüht, hat er mit seinen großen, weit offenen Augen dem Treiben im Haus zusehau, und ich hab' mich oftmals gefragt: was er nur denken mag? Ein einziges Mal hat er ein Anliegen gehabt.“

Mutter, hat er gesagt. Sie wird vielleicht nichts davon wissen wollen, aber da ist mir ein Hund nachgelaufen, er sitzt vor der Thür — wenn Sie meint, Mutter, jag' ich ihn fort. Das weiß der Himmel, hätt' mir eins von den andern ein Hund heimgebracht, ich wollt' einen schönen Spektakel gemacht haben. Zum Großen hab' ich gesagt: laß ihn herein. — Nicht daß die zwei miteinander viel Aufhebens gemacht, der Groß' den Hund gestreichelt hätt', oder das Thier an ihm hinaufgesprungen wär' — da war einer so still wie der andre, bloß daß sie einander immerfort angeschaut haben und als der Groß' im Bett lag, ist das Thier nicht mehr von seiner Seit' gewichen.“

Nach der Hochzeit aber, und als der Kappenmacher auch noch den Jüngsten mitgenommen, um ihn in die Lehr' zu nehmen, bin ich an's Werk gegangen, hab' die große Stub' blitzblank gepuht, einen Strauß Maiblumen auf den Tisch gestellt, die Fenster aufgerissen, und den Großen mitnahm dem Bett hineingehockt. So, hab' ich zu ihm gesagt, jetzt sollst du's einmal hell haben, jetzt liegt du mitten im Sonnenschein. — Er hat nicht geantwortet, erst nach einer Weil', als ich mich wieder an die Arbeit gemacht, ruft er aus seinem Bett: „Komm Sie mal her, Mutter.“ — Ich beug mich über ihn: „Was soll ich?“

Da schaut er mich an, ich kann's nicht vergessen, wie. — Sie ist sehr gut zu uns gewesen, Mutter, Sie hat viel an uns gethan, sagt er. Sie hat aus uns allen was gemacht — ich hab' gedacht, ich möcht' Ihr gern einen Kuß geben, bevor ich sterb'. — Der Christel ließen die Thränen über die Wangen, sie konnte nicht weiter sprechen; Frau Hennig räusperte sich, wollte etwas sagen und räusperte sich wieder, plötzlich sprang sie auf und schoß zur Thür hinaus, um im nächsten Augenblick mit dem Hund zurückzukehren; sie tätschelte und streichelte ihn und wußte nicht, was sie dem Thier zu Lieb thun sollte.

„Sei nur ruhig,“ versicherte sie, bald ihn, bald Christel ansehend, „wir drei, wir bleiben beisammen; wenn ich auch eben eine rechtzürsichtige Frau gewesen bin, das wird unsern künftigen Einvernehmen hoffentlich nichts schaden — was meinst du, Christel?“

Diese umfaßte die ihr dargebotene Rechte mit ihren beiden Händen: „Sie müssen entschuldigen, Frau Hennig,“ sprach sie, indem sie umsonst versuchte, ihren Thränen Einhalt zu thun, „daß ich nicht so gleich, wie ich möcht', danken kann, aber wenn ich an mein eigenes Kind denk', das zwingt mich nicht halb so arg, als wenn ich an den Großen und seine letzten Wort' denk'.“

Der Vetter aus Afrika.

Erzählung von A. Praetorius.

„Robert,“ sagte Hannchen zu ihrem Bruder, „Du glaubst doch nicht, daß dieser — dieser greuliche Kerl dort unser Vetter ist. Ich kann — ich will es nicht glauben!“

Ihre großen, braunen Augen sprühten jörnig, ihre Lippen waren verächtlich aufgeworfen, und der kleine Fuß stampfte wüthend den Boden.

Hannchen hatte soviel Günstiges über ihren Vetter Willi gehört, der jetzt direkt aus Afrika kam, daß sie sich ihn als etwas ganz Besonderes gedacht hatte. Und sie hatte sich besonders schön gemacht für den Empfang dieses aus Afrika kommenden Veters.

„Ich will ihn nicht zum Vetter haben,“ fuhr sie fort.

Robert blickte seine Schwester verschämt lächelnd an.

„Um, ja, ein bißchen nachlässig siehst er ja aus, gab er zu. „Aber er wird schon unser Vetter sein, denn ich sehe kein anderes männliches Wesen an Bobb der „Seeschwalbe“, das ein blaues Band im Knopfloch trägt.“

In diesem Moment schaute der Mann mit dem blauen Band im Knopfloch zu den Geschwistern herüber. Er war von großer Figur und konnte fünfundsanzig, aber auch fünfzig Jahre alt sein. Sein Gesicht

hatte eine graugelbe Farbe und war von einem etwas verwilderten Bart umrahmt. Den Kopf bedeckte ein großer Schlapput, der ziemlich abgetragen ausfah. Alles in allem sah der Mann sehr gewöhnlich aus, dazu kam noch eine sehr nachlässige Haltung.

Mit wüthender Geberde riß Hannchen das blaue Band, das Erkennungszeichen, von ihrem Kleid und warf es fort. Als sie aufblickte, sah sie ein paar, große, dunkelblaue Augen auf sich gerichtet. Ein merkwürdiges Gefühl überkam sie bei diesem festen klaren Blick und sie erröthete heiß. Dann wandte sie sich rasch ab und musterte die von dem Schiff kommenden Passagiere.

„Verzeihung,“ wandte sich der Fremde mit den großen blauen Augen an Robert, „habe ich die Ehre, Herrn Robert Baumgarten?“

„Jawohl, der bin ich, Vetter Willi! Herzlich willkommen in der Heimath! Hannchen,“ rief er seiner Schwester zu, hier ist unser Vetter, begrüße ihn!“

„Um Gottes willen,“ raunte ihm der toben Angewommene zu, „hellen Sie mich nicht vor.“

„Oh bitte,“ fiel Hannchen schnippisch ein, „ich habe auch kein Verlangen danach, vorgestellt zu werden!“ Sprach's, drehte sich um und ging davon.

Vetter Willi lachte über das verblüffte Gesicht Roberts.

„Lassen Sie sie gehen, Vetter!“ sagte er. Väter soll sie beleidigt fortgehen, als mich noch länger in diesem Auszug sehen.“

„Es thut mir unendlich leid,“ stammelte Robert.

„Unfinn! Wie können Sie erwarten, daß ein junges, schönes Mädchen freundlich zu einem solchen Menschen spricht! Sie müssen nämlich wissen, daß ich die letzten Tage schauderhaft elend gewesen bin. Wenn Sie je im Leben die Seerkrankheit gehabt haben, dann können Sie mir nachfühlen, warum ich mich eine Woche lang nicht rasiert und nichts auf meinen äußeren Menschen gegeben habe. Wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

„Gern!“

„Gehen Sie zu Ihrer Schwester und lassen Sie mich allein ins Hotel fahren. Wenn ich einen anderen Menschen aus mir gemacht habe, dann treffen wir uns vielleicht in einer Stunde im Hotel Metropol.“

Robert war damit einverstanden und gefellte sich Hannchen wieder zu. „Du bist aber wirklich ungezogen gewesen,“ schalt er. „Er ist ein so lieber Mensch —“

„Laß mich in Ruhe mit Deinem lieben Menschen,“ entgegnete die Schwester ärgerlich. „Ich habe deutlich gehört, daß er mir garlich vor-gestellt sein wollte und daß er sagte: „Lassen Sie sie gehen!“ Gehe Du meinetwegen mit ihm nach Hause, ich komme nicht mit. Ich fahre zu Tante Martha und komme nicht eher wieder nach Hause, bis Dein feiner Vetter wieder in seine Wildniß abgedampft ist.“

Robert wußte ganz genau, daß mit Hannchen in dieser Verfassung nichts anzufangen war. Er geleitete sie zu einer Drosche und begab sich dann in's Hotel zu seinem Vetter.

Tante Martha wohnte in einem kleinen Ort, der in einer halben Stunde Bahnfahrt von der Hauptstadt zu erreichen war. Hannchen fuhr also zu dieser Tante und richtete sich für einige Zeit dort häuslich ein. Weder die Befehle des Vaters, noch die Bitten der Mutter, nach Hause zu kommen, fruchteten etwas; auch nicht das glückliche Zureden Roberts, der persönlich kam, um Hannchen zum Mitgehen zu bewegen. Hannchen kam nicht.

Und doch wußte sie kaum, warum sie so widerspännig war. War es Furcht vor den großen blauen Augen, die sie so eigen angeschaut? Oder war es der Gedanke, daß sie ihren Trosttopf beugen und wegen ihres unartigen Benehmens um Entschuldigung würde bitten müssen?

Als Robert nach Hause zurückkehrte, sagte er zu seiner Mutter: „Neberlah sie nur mir, Mama. Ich wette mit Dir, daß sie Ende dieser Woche zurück ist!“

Noch an demselben Tage schrieb er seiner Schwester einen Brief.

„Denke Dir nur, Olga Anders ist angekommen und will vierzehn Tage bei uns bleiben. Vetter Willi findet sie reizend — ich glaube, er ist verliebt in Olga. Sie scheint ihn viel netter zu finden als Du ...“

Hannchen zerknitterte den Brief in ihrer Hand.

Olga Anders! Diese hochstöpfige Zierpuppe, diese verlogene falsche Kage! Die ging ja überhaupt nur zu Leuten, wo es heirathsfähige Männer gab! Wahrscheinlich wollte sie Vetter Willi den Kopf verdrehen!“

„Na warte,“ murmelte Hannchen, „Du sollst meinem Vetter nicht den Kopf verdrehen!“

Merkwürdig, wie oft sich Hannchen in Gedanken mit den großen, blauen Augen, die einen so seltsamen, nachhaltigen Eindruck auf sie gemacht, beschäftigt hatte. Sie kam sich so klein, so unbedeutend vor, wenn sie an diese klaren, großen Sterne dachte — vielleicht war sie nur ungezogen gewesen, weil sie gleich im ersten Augenblick die Macht dieser Augen gefühlt? Ja, ja, sie hatte es längst eingesehen: sie war sehr, sehr ungezogen zu Vetter Willi gewesen.

Jetzt würde sie nach Hause fahren und höflich sein — aber nicht zu Olga Anders!

Es war in der Dämmerstunde, als Hannchen auf dem Bahnhof ankam. Sie hatte nicht nach Hause geschrieen, daß sie kam; es holte sie also niemand von der Bahn ab. Da sie kein Gepäck hatte und der Weg bis nach Hause nicht weit war, ging sie zu Fuß.

Tief in Gedanken versunken schritt sie dahin. Plötzlich fuhr sie erschrockt empor. Ein Krach, ein Aufschrei und das Galoppieren eines durchgehenden Pferdes! Barmherziger Gott! Das scheu gewordene Thier tam gerade auf sie zu.

Aber nein. In dem Moment der höchsten Gefahr fiel ein hochgewachsener Mann dem rasenden, sich aufbäumenden Thier in die Quere und brachte es zum Stillstehen. Zitternd an allen Gliedern stand Hannchen daneben — sie wußte, dieser Mann hatte sie vor einem entsetzlichen Tode bewahrt. Sie mußte ihm danken —

Der Fremde übergab soeben das Pferd einem herbeigeeilten Polizisten und kam dann auf sie zu. Er war von großer, stattlicher Figur und sehr elegant gekleidet. Da es bereits dunkelte, konnte sie seine Augen nicht sehen, aber das Profil seines Gesichts war edel geschnitten und schön.

„Hoffentlich hat Ihnen der Schreck nicht zu sehr geschadet,“ begann er mit wohlklingender Stimme.

„Nein, garnicht, erwiderte Hannchen und wunderte sich über den Klang dieser Stimme, die ihr vertraut vorkam. „Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet. Möchten Sie mich nicht zu meinem Vater begleiten, damit dieser Ihnen für Ihre brave That dankt? Ich wohne ganz in der Nähe.“

Der Fremde fuhr einen Augenblick mit der Hand über den Mund — vielleicht, um ein Lächeln zu verbergen? Dann antwortete er:

„Es wird mir ein Vergnügen und eine Ehre sein, Ihre Familie kennen zu lernen, mein gnädiges Fräulein.“

In wenigen Minuten waren sie zu Hause angelangt. Robert öffnete die Thür.

„Robert,“ begann Hannchen in sehr ernstem Tone, „ich möchte, daß Du und Papa Euch bei diesem Herrn bedankt — er hat mir soeben das Leben gerettet —“

Sie hielt inne, denn ihr Bruder war in ein dröhnendes Gelächter ausgebrochen!

„Robert!“ Hanna stampfte wüthend mit dem Fuß.

„Oeiliger Brahma! Dieser köstliche Spaß!“ schrie Robert und krümmte sich vor Lachen.

In hilfloser Verlegenheit und mit einem innig um Verzeihung bittenden Blick sah Hannchen auf ihren Vetter — und fuhr plötzlich zurück. Diese blauen Augen — oh, es waren dieselben, die sie damals am Dampfer so tief angeschaut — aber jetzt lag ein heimlich muthwilliges Lachen in ihren Tiefen.

„Vetter Willi!“ rief Hannchen. Der nickte. Robert war inzwischen verschwunden.

Hannchens Gesicht war in Purpuraluth getaucht, aber sie wußte, was sie zu thun hatte.

„Vetter Willi,“ sagte sie leise, „ich bin ein schrecklich dummes, eitles, ungezogenes Ding gewesen —“

„Nein, mein Hannchen, — Du bist das reizendste, süßeste Geschöpf auf Gottes weitem Welt!“

Eine Viertelstunde später hielt Hannchen den Bruder am Rodärmel fest, als er ihr im Korridor abermals entwichen wollte.

„Du, sag' mal, wo ist denn Olga?“ fragte sie.

„Wie soll ich das wissen?“ erwiderte er. „Ich glaube, augenblicklich ist sie in der Schweiz.“

Damit war er zur Thür hinaus. „Kommst Du mit in den Klub, Willi?“ hörte sie draußen im Garten seine Stimme.

„Nein, danke,“ verfezte er. „Ich habe was schöneres zu thun.“

Und von diesem Tage an war Vetter Willi jeden Nachmittag mit Hannchen zusammen, bis sie ihm nach zwei Monaten als sein geliebtes Weib in das eigne Heim folgte.

Merkwürdige Heilungen.

Es ist ein Irrthum, dem sich lungentranke Personen oft hingeben, daß eine vollständige Heilung von dieser Krankheit nicht zu erhoffen sei. Diesen allein können wir berühmte Personen zu ihrem Troste nennen, die lungentranke waren, und die nicht allein geheilt wurden, sondern auch, zum Theile wenigstens, ein sehr hohes Alter erreichten.

Zu diesen Berühmtheiten zählt in erster Linie Goethe. Derselbe studierte in Leipzig, wo er im August 1786 in einer Nacht einen heftigen Blutsturz hatte, infolgedessen mehrere Tage lang an seiner Erhaltung gezweifelt wurde. Der ärztlichen Kunst gelang es jedoch, den Kranken soweit wieder herzustellen, daß er Leipzig verlassen und ins Elternhaus nach Frankfurt a. M. gebracht werden konnte. Nach der Ansicht der Aerzte war Goethe ein schwerlungentranter. Der junge Goethe lebte nun im Elternhause nur seiner Gesundheit und konnte schon im folgenden Frühling die Universität in Straßburg besuchen, „obgleich er,“ wie er selbst in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt, „sich noch leidend fühlte, aber sein jugendlicher Muth war wieder hergestellt.“ Dieser von den Aerzten fast Aufgebene wurde 83 Jahre alt.

Eine andere lungentranke Berühmtheit ist Napoleon I. Derselbe war, 24 Jahre alt, im Jahre 1793 zur Zeit der Belagerung von Toulon, schwer brustleidend und man erblickte in ihm einen sicheren Todesanbalden, dessen Ende nahe sei. Und doch wurde er geheilt und erreichte ein Alter von 52 Jahren.

Auch die berühmte französische Bühnenkünstlerin Sarah Bernhardt litt einmal an der Auszehrung und man sagte, wenn sie in ihren Kleidern sich befände, so wären diese nicht voller aus, als wenn sie leer am Haken hingen.

Aber diese energische Frau kämpfte heldenmüthig gegen ihre Krankheit mittelst Lungenpneumonie und Athmungsübungen, und sie hat gesiegt. Noch jetzt als Sechzigjährige übt sie auf der Bühne ihren Beruf aus.

In Lyon lebte noch im Jahre 1895 ein 103 Jahre alter Invalide der „großen Armee“, welcher nach der Schlacht bei Waterloo aus dem Militärspital entlassen wurde, weil er erwiehenermaßen schwindligig war. Auch Doktor Brehmer, der Gründer der ersten Lungenheilstätte zu Göbersdorf, war in seiner Jugend hochgradig lungentranke; aber sein Leiden besserte sich so sehr, daß er seine weltberühmte geworden Anstalt bis in sein 63. Lebensjahr selbst zu leiten vermochte.

Verkehrte Welt.

Reisende sollen, authentischen Berichten aus Witzblättern zufolge, nicht immer freiwillig die Treppe hinuntergehen, sondern dem Hausknecht dabei deutlich unterfüßt werden. Es kann aber auch einmal umgekehrt kommen. So wird aus Lnd in Ostpreußen von einem „ganz neuen“ Verfahren berichtet, das der Reisende Arthur A., der eine Hamburger Firma vertritt, in Anwendung gebracht hat, um sich seinen Kunden zu empfehlen. Er hatte bei einer Firma in Lnd vorgesprochen und veruchte den Geschäftsführer zu veranlassen, ihm etwas abzutun. Auf die ablehnende Antwort erwiderte er, wenn man ihm nichts abkaufe, dann passire etwas. Als der Geschäftsführer sein Erstaunen über das Benehmen des Reisenden zu erkennen gab, belegte der Reisende ihn mit Schimpfworten, verachte ihm eine Ohrfeige und lief davon! Selbstverständlich, so wird mitgetheilt, wird die Affäre ein gerichtliches Nachspiel haben.

Eine eigenartige Cigarrenspitze.

Eine eragliche Geschichte wird aus Leipzig gemeldet. In Mülgen nahm lektbin Adina Friedrich August die Parade der Schützenkompanie ab. Plötzlich blieb er vor einem der Schützen mit der Frage stehen: „Solbat gewesen?“ Schütze: „Nein, Majestä.“ Der Adina (auf die Waffe des Schützen zeigend): „Ach, Sie schießen noch nicht mit rauchlosem Pulver!“

Allgemeines Staunen, das sich in homerisches Gelächter auflöste, als man dem Amlenlauf des braven Mülgener Schützen — Rinael blauen Cigarrenrauches entziehen sah. Der „Gemiedliche“ war nämlich mit der Zigarre im Munde angetreten und hatte, als ihm beim Herannahen des Königs die Situation aufging, die Zigarre, die er nicht wegwerten wollte, aber auch nirgends anders unterzubringen wußte, in — den Amlenlauf gesteckt. Der Adina hatte nachher viel über die eigenartige Cigarrenspitze gelacht.